

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

285 (8.12.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Die Grenze

Ernst Hilger

Jenseits des schmalen Fließens heißt die Stadt Fiume, diesseits heißt sie Sals; eine kleine Brücke, ungefähr fünfundsiebzig Meter lang, trennt die beiden Ufer. Jenseits der Brücke stehen zwei Schilderbüschchen und diesseits ebenfalls; aber die Schilderbüschchen jenseits sind grünweiskrot gestreift und die Schilderbüschchen diesseits blauweiskrot. In der Nacht kann man grün und blau nicht unterscheiden; aber wer die beiden Farben verwechselt, ist ein Hochverräter. Die Bevölkerung diesseits und jenseits des Fließens soll nicht meinen, die Brücke von Ufer zu Ufer sei etwas Selbstverständliches, etwas Bleibendes; sie ist ein Provisorium wie die Völkerverständigung in Europa und kann jederzeit abgebrochen werden. Das keiner dies vermag, stehen diesseits und jenseits einige Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett; die einen haben dem König von Italien, die andern dem König von Jugoslawien Treue geschworen, die einen sind anararisch, die andern oder braun kostümiert. Andere Soldaten patrouillieren bis zur Mitte der Brücke auf und ab; in der Mitte machen sie fecht eueh, denn dort ist die Grenze, die nicht überschritten werden darf, wenn zufällig Friede ist. In der Mitte der Brücke ausspucken ist sehr gefährlich; denn je nachdem woher der Wind weht, ist das eine Beleidigung Italiens oder Jugoslawiens. Dabei ist zwischen den Vaterländern das Ausspucken tunlichst zu unterlassen.

Man sieht an den beiden Ufern sehr viel Fahnen und sehr viel Militär; sie sollen den Eindruck erwecken, daß diesseits alles anders ist als jenseits und sie sollen auch den Patriotismus fäzen. Zu diesem Zweck wird auch von Zeit zu Zeit ein großer Aufmarsch veranstaltet; einmal ziehen in Fiume die Faschisten mit Fahnen und Musik, einmal in Sulaf die Solaf mit Fahnen und Musik durch die Gassen. Und wenn die Faschisten aufmarschieren, kommen die Leute aus Sulaf und laufen mit, und wenn die Solaf aufmarschieren, kommen die Leute aus Fiume und laufen mit. Es ist also durchaus nicht die richtige Vaterlandsliebe, sondern vielmehr die unpatriotische Luft an Musik und Maschade, an bunten Kleidern und bunten Fahnen, die dem vaterländischen Schauspiel das nötige Publikum zutreibt. Der Fiumer hat ein Vaterland und der Sulaf hat auch eins; aber sie wissen das scheinbar noch nicht nach Gebühr zu schätzen und glauben, wenn man dieselbe Sprache spricht, dieselben Speisen isst, dieselben Getränke trinkt, sei das wichtiger als ein grüner oder blauer Streifen in der Tricolore. Sie glauben manchmal Fiume und Sulaf sei eine Heimat, obwohl das Vaterland in zwei Teile geschnitten hat.

Vaterland: Auf der einen Seite trinkt man Ristorto des Francesco Remes Bino nero und auf der anderen Seite in der Ristortactia des Franjo Remes Bino cerno — aber es ist derselbe Wein und derselbe Rist. Sein Vater war ein Ungar, seine Sprache ist eine Mischung von Italienisch und Kroatisch mit deutschen Broden, aber in Sulaf ist er ein Jugoslawe, der mit Dinar und Alexander, in Fiume ist er ein Italiener, der mit Vire und Mussolini rechnet. Er unterkühlt sowohl die Faschisten wie die Solaf, denn beide sind keine Gäste und zwei Vaterländer sind ihm teuer wie dem fremdländischen Touristen sein Wein: Italien und Jugoslawien. Vaterland: ein Bruder muß in Jugoslawien, der andere in Italien einrücken, einer hat diesseits, der andere jenseits dem König sein Gut und Blut zu verpfänden, und wenn sie über die Brücke gehen, brauchen sie einen Wasserstein. Und wehe, wenn sie noch einigen Gästen Bino „Bino“ mit „Eia, eia, alala!“ verwechseln. Das Vaterland hat einen Strich durch die Heimat gemacht. Und wenn es einmal Krieg gibt? Dann muß der Bruder pflichtgemäß seinen Bruder hassen und der arme Francesco Remes muß gegen den armen Franjo Remes die Waffe heben und mit dem Bajonett durch seinen Körper die Grenze reißen, die Grenze zwischen Vaterland und Vaterland, mitten auf der kleinen Brücke — ehe sie abgebrochen wird — damit sein Blut den heiligen Boden beider Vaterländer tränkt. Dann ist es Hochverrat, daß sie eine Heimat haben, die Fiumer und die Sulaf, dann müssen die einen der grünweiskrot und die andern der blauweiskrot Fahne folgen, bis beide Fahnen so rot sind von vergossenen Blut, daß man sie nicht mehr unterscheiden kann.

Da sitzt jenseits des Fließes ein dunkles Mädchen mit einem italienischen Soldaten; dann überschreitet sie die Grenze und dies-

seits wartete schon der kroatische Soldat auf sie. Weiß das dunkle Mädchen, was das für Folgen haben kann? Ach, sie kennt nicht die Geschichte von der schönen Helena, deren Lieblichkeit mit dem Trojaner Paris einen sechsjährigen Krieg entsetzte. Und wenn nun der Italiener auf den Kroaten eiferfüchtig wird und wenn auf einmal Schiffe fallen und morgen die Zeitungen melden: „Italienisches Militär hat die Grenze überschritten! Kriegerische Schreierei! Ein Italiener, zwei Jugoslawen getötet!“ Was dann? Daraus kann heutzutage kein Krieg entstehen? Und wenn das Intermezzo den Politikern jukt in den Kram paßt? Und wenn das junge Mädchen abtunungslos mit ihren kleinen Füßen die große Politik ins Rollen gebracht hat und sie, ohne es zu wissen, zwei Regierungen zu Wil-

fen war? Aber es gibt doch einen Völkerverbund, den es zur Zeit des Sektors und des Achilles noch nicht gegeben hat, und um einer Helena willen fängt man im zwanzigsten Jahrhundert keinen Krieg an? Gewiß: kein moderner Krieg wurde um eines so hübschen Dinaas willen geführt — nur, daß in Wirklichkeit der Griechisch-trojanische Krieg wahrscheinlich ein Krieg um Schweinehälften war und die Geschichte mit der Helena nur von den Journalisten aufgebaut wurde, um das Gefühl der Völker in Höhe zu bringen. So man es also wirklich der Krieg sein, der über die kleine Brücke länselt und dort mit den Italienern, hier mit den Jugoslawen karrt...

Armer Franjo, armer Francesco Remes!

Theaterbrände

Zum 50. Jahrestage des Wiener Ringtheater-Brandes am 8. Dezember

900 Tote

Vor 50 Jahren, am 8. Dezember 1881, erlebte Wien die größte Theaterkatastrophe des 19. Jahrhunderts. An diesem Abend, es wurde „Sofmanns Erzählungen“ gespielt, ertönte auf der Bühne der Schreier „Feuer!“

Der Brand, der auf der Bühne ausgebrochen war, griff sehr bald auf den Zuschauerraum über. Der brennende Stoffvorhang fiel in die Reihen des Publikums und es entstand eine wilde Panik. Im Nu stand das ganze Haus in Flammen. Nur wenige Menschen konnten gerettet werden, 900 kamen in den Flammen ums Leben. Das Theater brannte bis auf seine Grundfesten nieder.

So schreckliche Katastrophen ereignen sich zum Glück nur sehr selten, doch berührt die Theatergeschichte der letzten 50 Jahre von zahlreichen ähnlichen, wenn auch kleineren Theaterbränden. 1887, sechs Jahre nach der Ringtheater-Katastrophe verlor die

Brand der Pariser Opéra Comique

der 20 Todesopfer erforderte, die Welt in Aufregung. Das Theater hatte elektrische Beleuchtung. Es entstand Kurzschluss, einige Funken fielen auf die Bühne, und eine Stoffkassette fing Feuer. Um das Publikum zu beruhigen, stellte sich ein Schauspieler vor den Souffleurkasten und rief mit lauter Stimme: „Keine Gefahr! Ruhe demauern!“

Am nächsten Augenblick brannte jedoch schon das ganze Theater. Die um ihr Leben zitternden Menschen verließen jetzt mit wilder Hast die Ausgänge zu erreichen. Es spielten sich wahre Schreckensszenen ab. Die Menschen wurden zu Bestien und nahmen keinerlei Rücksicht. Frauen und alte Leute wurden zu Boden geschleudert, und über ihre Leiber hinweg verurlochten die Starren, das eigene Leben zu retten. In der entstehenden Panik wurden selbst die elementarsten Rettungsmaßnahmen nicht durchgeführt. Niemand dachte daran, den eiserne Vorhang herunterzulassen und die Wasserströme vor Anbruch der Feuerwehr in Tätigkeit zu setzen. Der erste Brandlöscher begann 20 Minuten nach Ausbruch des Feuers zu arbeiten, als es längst zu spät war.

Andere Theaterbrände

Von 1881 bis 1890 ereigneten sich noch zahlreiche andere Theaterbrände, bei denen mehr als 400 Todesopfer zu beklagen waren. Im Jahre 1882 brannte das Athener Palast-Theater und das Théâtre d'Hyver in St. Petersburg. Im selben Jahr brannte auch das Scheriner Theater in Deutschland und das Portsmouther Prince's Theater in England ab.

Im Jahre 1883 wurde in St. Petersburg das Herdicke Theater, in England das Darlingtoner und in Newyork das Windor-Theater vernichtet. Ein Jahr darauf brannte das Stadttheater in Wien ab.

Diese traurige Reihe könnte noch lange fortgesetzt werden. Fast kein Jahr verging ohne eine oder mehrere Theaterkatastrophen, wenn diese auch von kleinerem Ausmaß waren. Auch das 20. Jahrhundert brachte einige große Theaterbrände. Der größte Brand dieses Jahrhunderts ereignete sich am 30. Dezember 1923 in Chicago.

Das Troquois-Theater fiel den Flammen zum Opfer und 587 Menschen erlitten den Feuertod. Dieses Theater, erst im Jahre 1914 erbaut, war eines der modernsten der Welt. Es bestand aus Eisen, Marmor und Stein. Die Schirmmaßnahmen gegen Feuer wurden aber auf das Oberflächlichste gehandhabt.

Es besaß zwar einen mit Wasser überzogenen Eisenvorhang; dieser wurde aber nie heruntergelassen, und im Augenblick der Katastrophe funktionierte der Vorhang nicht. Das Theater besaß auch zahlreiche Notausgänge, lauter Eisentüren, die aber mit Schlössern verriegelt waren, damit sie kein Unbefugter öffnen konnte. Im Zuschauerraum fanden auf je zehn Sitze ein eisernes Wasserfass, in welchen sich Feuerlöschmaterial befand, welches aber gänzlich eingetrocknet war. An den Außenwänden des Theaters waren zahlreiche eiserne Leitern angebracht. Die Fenster waren jedoch verrostet, so daß sie nicht geöffnet werden konnten. Unter all diesen Umständen konnte das feuergefährliche Theater in 2000 kurzer Zeit niederbrennen. Im Zuschauerraum waren fast 1200 Besucher anwesend, von denen nur 600 gerettet werden konnten.

Brandpanik in einer Kaffeehölle

Am 20. September 1929 kam es in Detroit beim Brand des Nachtlokals „Studio Club“ zu einer furchterlichen Katastrophe. 16 Personen wurden getötet und 50 schwer verletzt. Das Gebäude brannte vollständig aus.

Der Brand brach im Keller aus, so daß den Gästen, die im zweiten Stock der Parkelluna bewohnten, der Ausweg sehr rasch versperrt war. Unter den Besuchern des Nachtlokals kam es zu einer furchtbaren Panik, die sich noch dadurch verschärfte, daß aus dem Zuschauerraum nur eine enge Treppe nach unten führte, weil das Haus aus nachlässigen Gründen auf eine gewisse „heimliche“ Art gebaut war. Als der Rauch immer dichter wurde, strangen die Gäste aus den Fenstern auf die Straße.

Kino-Katastrophen

Der letzten Jahre dürfen nicht vergessen werden. Die erste größere Kino-Katastrophe ereignete sich im Jahre 1912 in Billaral in Spanien, welche 80 Menschenleben erforderte. Bei der Katastrophe in Drumocollas in Irland am 6. September 1926 kamen 47 Menschen in den Flammen um.

Einen der schrecklichsten Kinoabende erlebte die amerikanische Stadt Montreal am 9. Januar 1927. Ein Lichtspieltheater veranstaaltete eine Kindervorstellung, bei der etwa 600 Zugangs- und Wädel im Alter von 10 bis 16 Jahren anwesend waren. Es entstand Kurzschluss, und das Theater brannte vollständig aus, 77 Kinder erlitten dabei den Tod.

Die letzte große Filmkatastrophe ereignete sich vor zwei Jahren in Ungarn. In dem kleinen Dorfe Soli wurde ein Kaffeehaus zerstört. Die Vorstellung fand in dem archen Saal des Dorfplatzhauses statt. Wütlich fing eine Filmrolle Feuer, und da der Führungsräum von dem Zuschauerraum nicht abgetrennt war, griff das Feuer rasch auf diesen über. In wilder Panik verließen sich die Menschen zu retten, 111 unglückliche fielen in den Flammen zum Opfer.

Carl Eramon.

Anton Eisenhut

Eine Erzählung aus dem Bauernkrieg

Von Eugen Singer, Karlsruhe

Kalenderabbildung nur durch Verlagsdruckerei Bollwerk und Gmbh., Karlsruhe

Wir haben von einem Karlsruher Schriftsteller, Revisionsinspektor Eugen Singer, die Erzählung erworben, mit deren Abdruck wir heute beginnen. Eugen Singer hat uns aus dem riesigen Material über den Bauernkrieg kurz zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Geschichte eines Führers jener revolutionären Bewegung herausgeholt und sie zu einer spannenden Erzählung verarbeitet. Ein tapferer und mutiger Mann, Anton Eisenhut, hatte sich damals an die Spitze der gegen ihre Unterdrücker sich erhebenden Bauern des Kraichgaues gestellt. Er fiel als Opfer dieses Befreiungskampfes, in Bruchsal wurde er hingerichtet. Eugen Singer hat in seiner Erzählung in prächtiger Weise die Figur dieses Bauernführers gezeichnet, unsere Leserinnen und Leser werden sicher mit Anteilnahme das tragische Geschick des Anton Eisenhut verfolgen.

Der Heuchelberg, ein Gebirge im württembergischen Jobergau, schied den Hardberg, einen bewaldeten Ausläufer, bis vor die Mauern der Stadt Eppingen. Der Berg ist nicht von besonders anmutigen Formen. Grob und klotzig, wie eine schwere Bauernfaust, liegt er mitten in der Hügelandschaft des Kraichgaues. Ein Bergvorsprung des Hardberges, der Dittlenberg, trägt auf breitem Rücken die Ruinen des im Jahre 1473 von Hans von Gemmingen gegründeten St. Dittlenklosters, das von Wilhelmstein aus dem nahen Mühlbach bewohnt und bedient wurde. Das Kloster war umgeben von einer kaum mannshohen Mauer. Die dem Kloster gehörenden Felder und Wiesen waren begrenzt von niederm Buschwerk, das allmählich in stämmigen Hochwald überging. Das schönste der Klosteranlage war die Kirche. Sie bestand aus dem Schiff und einem an fünf Seiten des Abseits geschlossenen Chor. Dazwischen war ein vierediger Turm eingeschoben, im gleichen Ausmaß wie das Chor, eine Art Halle bildend. Vom Schiff der Kirche ist nur noch die Westseite mit dem spitzbogigen Hauptportal erhalten. Einen schönen Anblick bietet das Chor mit den drei großen Nischenfenstern und hübschen Sternengewölben. Vom Turm des Kirchleins hat man eine umfassende Rundschau. Die Rabensburg, der Stromberg, der Heuchelberg, Eichelberg, Steinsberg, die Berge bei Heidelberg grüßen vertraut herüber. Man sieht mitten hinein in das liebliche Tal der Elsenz und in die vielen Mulden und Seitentälchen des fruchtbaren Kraichgaues.

In die Bergabhänge schmiegen sich Dörfer und kleine, altert graue Städtchen. Weißschimmernde Straßen ziehen in sanften

Windungen durch die Täler und über die Höhen. Jargrüne Wiesen wechseln ab mit feischgeplagten Aedern, deren Boden in warmem Rotbraun leuchtet. Kleine Flüsse und Bäche durchfließen Tal und Tälchen. Ferne Gebirge und dunkle Wälder ragen über die nicht hohen Berge. Breit und behaglich strecken sich Feld und Wald in der Sonne. Schatten dahinschiebender Wolken gleiten darüber hin. Der Frieden der Landschaft teilt sich unbewußt dem Menschen mit und erfüllt sein Inneres mit einer wohligen Ruhe und stillem Glück.

In Betrachtung dieses schönen Landschaftsbildes versunken, standen am Montag nach Palmsonntag, den 10. April des Jahres 1525, zwei Männer vor dem offenen Tor des Klosters. Sie trugen



nach Bauernart lange, gelbbraune Leinentütel, um den Leib einen Ledergürtel, an welchem ein kurzes und schmales Schwert hing. Die leinernen Hosen saßen in rindledernen, groben Schuhen, deren vorgeschlagene Stulpen bis an die Knie reichten. Eine Art mit halbkugelförmigen Eisen an langem Stiel ergänzte ihre Wehr.

Im Lande war die Unsicherheit groß. Da und dort drohten Bauernunruhen, Aufstände und Empörungen des niederen Volkes gegen die Grund- und Klosterherren auszubrechen. Die Mönche des St. Dittlenklosters hatten sich deshalb in das im Tal gelegene besse geschützte Mühlbacher Mutterkloster begeben. Einsam und verlassen lag das Wallfahrtskloster auf dem Berge. Ueber den Wiesen, auf denen sich noch vor wenigen Tagen gläubiges und ungläubiges Volk gelagert hatte, summten die Bienen, und Schmetterlinge gaukelten von Blume zu Blume. Nichts unterbrach die fast bewegungslose Stille, als das wilde Röhren eines Hirsches, das wie ein Kampfschrei aus der Tiefe des Waldes drang.

„Hörst du den Schrei des Tieres, Bruder Eisenhut?“ wandte sich der eine der Männer an seinen Begleiter, der ihn um Kopfeshöhe überragte. Groß und stattlich war die Gestalt. Die breiten Schultern, die gewölbte Brust, die stämmigen Beine und die fest in die Gelenke gestemmten Arme, verrieten eine ungewöhnliche Kraft.

Anton Eisenhut ging barhäuptig. Unter dem schwarzen Haar wölbte sich eine edige, hohe Stirn. In dem von einem schwarzen Bart umrahmten Gesicht standen helle, große Augen mit einem seltsamen Glanz. Man konnte im Zweifel sein, ob sie in Schwermut nach innen blickten oder ob sie im nächsten Augenblick unbegreifbar hart und scharf wie eine Stahl Klinge aufblitzen wollten. Auffallend war der feingehöhrte, tiefrote Mund, der beim Sprechen schmerzerfüllte Zähne sehen ließ. Eine bestimmte Vornehmheit lag über der ganzen Erscheinung. Die Stimme war wohlklingend, nicht übermäßig laut, doch jedes Wort Klang wie eine Lat.

„Christoph Haffner“, erwiderte Eisenhut, indem er beide Arme auf die Schultern des Freundes legte und ihm fest in die Augen sah: „Du hast mich gefragt, ob ich den Schrei des Hirsches vernommen habe. Ich höre ihn wohl! Doch lauter vernahm ich den Ruf unseres armen, gequälten und unterdrückten Volkes. Aus der Stille des Waldes drang er aus vieltausend Kehlen zu mir. Du, der Schutzherr des pfälzischen Städtleins Hilsbach, hat Amt und Heimat verlassen, wie ich, Pfarrer der Gemeinde Weiler im Zabergau. Wir müssen einen dornerreichen Weg wandern, um unser großes Ziel zu erreichen.“

„Ich will dir den Weg bereiten“, entgegnete Haffner, „woll dir beistehen und dir die Bauern, das land- und reichlose Volk, die Händler, Bettler, armen Prädikanten und herrenloste Landbesitzer haufenweise zuführen.“

„So sag mir Christoph Haffner“, bat Eisenhut, „wo bleibt der Landstreicher Goller aus Bretten, von dem du mir erzähltest? Wann kommt der Schaffner Mattes und warum ist der Schutzherr Mag Duchscherer aus Denheim nicht erschienen? Sind es Männer mit Verlaß, Treue, Glauben, Mut, bereit zum Schöpfen für eine große, heilige Sache, für ein Werk, das uns Bauern und das niedere Volk wieder zu Menschen emporyehen und uns herausführen soll aus der inneren und äußeren Zerkissenheit im Kleinen wie im großen, zu einem Ganzen, zu einem Volk, zu einem Reich und zu einem Gote!“

Haffner stand und schaute auf zu dem Manne, der ihn in sein edles Herz hatte schauen lassen und der ihm als wahrer Mensch erschien. In tiefer Bewegung und mit stillem Schwur reichte er Eisenhut beide Hände.

Kräftig halte plötzlich der Schrei eines Falken aus dem Walde. Haffner ahnte laut den Ruf des Vogels nach.

„Jetzt kommen die Freunde“, bemerkte Haffner freudig. „Ich habe mich mit Mattes verabredet.“

Aufmerksam horchten die beiden Männer in den Wald hinein. Nochmals erschallte der Erkennungsruf und bald darauf traten drei hochgewachsene Männer aus dem Waldandgebüsch. Die Augen kommenden trugen Bauernkleidung. Haffner ging ihnen entgegen.

(Fortsetzung folgt.)